

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 305.

Freitag, 31. Dezember.

1915.

(110. Fortsetzung.)

## Die Frau auf Borg.

Humoreske von Otto Höller.

(Nachdruck verboten.)

„Was Sie nicht sagen! Wie originell!“ meinte Smith würdevoll.

„Wie originell!“ echote Jüngerjoll, um dann selbstständig hinzuzusetzen: „Wirklich reizend!“

„Was das schönste ist, wir haben gar keine Bedienung mit. Meine Frau hat ganz allein gekocht.“

„Offentlich wird es den Herren munden“, meinte Ruch mit einem reizenden Lächeln. Sie neigte sich anmutig und huschte aus dem Zimmer, um anzurichten.

„Eine allerliebste Frau, man muß Ihnen Glück wünschen, Waltham.“

„Wirklich Glück wünschen!“ salutierte Jüngerjoll. „Sie ist so — so —.“ Er suchte vergeblich nach einem passenden Wort und blieb hoffnungslos stehen.

„So mädchenhaft! Ich habe das gern bei jungen Frauen“, half Smith wohlwollend aus.

„Mädchenhaft!“ fing nun auch Waltham an. „Sie finden das auch? Nicht wahr, es ist großartig.“

„Lange sind Sie aber noch nicht verheiratet?“ inquirierte der freundliche Herr Smith weiter, und auf Walthams fragenden Blick setzte er sonntagsmäßig hinzu: „Weil Sie nämlich keinen Trauring tragen.“

Waltham betrachtete seine wohlgepflegten Hände; er hatte das Gefühl, als stünde ihm langsam der Verstand still. Dann begann er sich auf eine rasche Notlüge. „Lassen Sie das mein Brautchen nicht hören!“ lachte er. „Sie würde darin ein schlimmes Reichen sehen. Ich muß ihn beim Waschen liegen gelassen haben. So'n Reif ist noch so neu, man hat sich noch nicht recht daran gewöhnt.“

„Gemeinlich aber dachte er: „Wie wird sich nur die arme Kleine aus der Verlegenheit helfen! Der alte Ekel ist in'stande und fragt sie auch darum.“

Da öffnete sich auch schon die Tür, und Ruch trat mit der dampfenden Suppenschüssel in den Raum. Sie benahm sich anerkennendst gefasst, stellte Waltham zu seiner Befriedigung innerlich fest. Könnte er ihr nur einen Wink geben! Doch das war unmöglich, er gewahrte wohl, wie die beiden, wie auf Verabredung, ihre schlanken, welche, nun mit Suppenausstellen beschäftigte Hand unter die Suppe nahmen. Doch da funkelte es von ihrem Goldfinger; wahrhaftig, ein Ehering lag daran. Waltham war nahe daran, an Jüngerjoll zu glauben. Das in allen Sätteln gerechte, geistesgegenwärtige Mädchen wollte ihm fast unheimlich werden. Mit Befriedigung nahm er wahr, daß die etwas unwillkürlichen Mienen seiner Gäste sich wieder aufhellten.

Nun war die Suppe verteilt, doch die beiden schnupften immer umher, als ob etwas fehle. Der Tisch war doch kellos gedeckt, sie hielten ja auch schon die Silberlöffel erwartungsvoll in der Hand.

Da legte sich Ruch schon wieder ins Mittel. „Wir pflegen daheim immer ein kurzes Tischgebet zu sprechen“, sagte sie freundlich, „wollen wir in diesem kleine Krolle der Sitte toen bleiben?“

„Eine schöne Sitte!“ sprach Herr Jüngerjoll diesmal zuerst.

„Ich könnte, offen gestanden, sonst nicht einen Bissen essen!“ meinte Smith salbungsvoll.

Wie nun Ruch schlicht ein kurzes Tischgebet sprach, leicht das Haupt geneigt und in ihrem lieben Gesicht einen innigen Zug, kühlte Waltham sich ordentlich gerührt; er spürte etwas wie den Flügelschlag einer reichen Kinderseele an sein im Leben hart gewordenen Herz streifen.

Smith erwies sich als einer jener unangenehmen Tafelgäste, die sich jeden Bissen aufzwingen lassen. Die von ihm bevorzugte trockene Semmel mit einem Glas Milch spielte in seinen Naben eine große Rolle; doch er löffelte unter höflichen Protestworten seine Suppe, die er ganz vorzüglich fand, gelassen aus, sehr zur Erleichterung seines Begleiters, der augenscheinlich einen Walschunger spürte und doch sein Vorbild zu kopieren trachtete.

Mit immer größerem Staunen nahm Waltham wahr, wie Ruch das belebende Element bei der Tafel zuzugab. Er hatte es nicht anders gesehen, als wenn er hinter dem kleinen Mädchen gesucht, das ihm noch vor wenigen Stunden so schüchtern und unter Tränen gegenübergestanden hatte. Sie war das Muster einer zuvorkommenden, aufmerksamen Wirtin, dabei wußte sie sich von jedem Zweifel fernzubalten und vergab sich nichts. In ihrer schlichten Natürlichkeit wußte sie allezeit den rechten Ton zu finden; ja, als man glücklich beim Mittag anlangt war, wußte sie mit feinem Takt eine von ihrem Wesen gatten unabsichtlich begangene Unvorsichtigkeit wieder gutzumachen.

Waltham hatte sich mit festem gekanntem Appetit das Mahl munden lassen; besonders leidet erschien ihm das Ragout, und er sprach ihm eifrig zu. Nun empfand er Durst, und er schlug seinen Gästen vor, zusammen eine Flasche zu leeren. Davon wollte Smith indessen nichts wissen, und Jüngerjoll stellte sich noch viel entkalkter.

„Ich wundere mich, Waltham, daß Sie Alkohol mögen“, meinte Smith mit unverkennbarem Schaudern. „Ich trinke nur Wasser. Mein ganzes Haus trinkt nur Wasser.“

„Wir trinken alle nur Wasser!“ versicherte Herr Jüngerjoll sehr energisch.

Waltham bekam einen roten Kopf. Da hatte er in der Aufregung völlig den Temperenzstandpunkt des würdigen Mannes vergessen. Das war eine schöne Geschichte!

„Mein Mann meinte auch nur als Arznei“, warf Ruch beäussichtigend ein. „Das Wasser im Zuge kann echtes Quellwasser nicht ersetzen. Mein seliger Vater war die Mäßigkeit selber, doch auf anstrengenden Reisen nahm er Wein eben nur als Arznei. Die Herren verzeihen, wenn ich von Ihrem Standpunkt abweichend ich meine jedoch, in Ausnahmefällen, zumal in vorge-

cliktem Alter, sollte man nach ausgestandenen Strapazen die Herzlichkeit ein wenig anregen."

Jungerfoll wollte etwas sagen, doch als vorsichtiger Mann wartete er erst die von seinem leuchtenden Vorbild aufgesteckte Miene ab; sie schien mild verklärt, und da pläzte er heraus: „Sehr schön gesagt! Im Alter bedarf man der Medizin!“

„Wir sind zu Gaste, und ich möchte die schöne Harmonie nicht stören“, meinte nun auch der nachsichtige Herr Smith. „Schon um auf das Wohl des verehrten jungen Baares anzustossen, wollen wir einmal von unserer langjährigen Gewohnheit abgehen — was, Jungerfoll?“

„Wir wollen von unserer langjährigen Gewohnheit abgehen!“ wiederholte dieser mit männlicher Überzeugung.

„Doch nur ein ganz kleines Spitzglas — und nur den Boden voll!“ schürzte Smith ein.

„Nur ein Glas voll!“ wiederholte der brave Jungerfoll, der im Eifer sein Vorbild nicht genügend verstanden hatte und sich von diesem nun einen strahlenden Blick gefallen lassen mußte.

Waltham ging hinaus, um eine Flasche zu holen. Er blieb ziemlich lange; einmal hörte man es draußen unterdrückt knallen, und Lucy schien es, als ob Smith, der ihr eben eine sich bis ins einzelne verbreitende Geschichte seines langjährigen Magenleidens gab, der direkten Ursache seiner Abneigung von aller Erdenluft, sohnstüchtig nach der Tür schielte. Als Waltham endlich wieder zurückkam, blinzelte seine Augen munterer, und er quittierte heiter über das medernde Kochen Jungerfolls, der durchaus wissen wollte, wo er so lange gesteckt habe, aber keine Antwort bekam.

Herr Smith brachte einen langatmigen Lockt auf das junge Paar aus, wobei es ihm in der Herstreutheit passierte, daß er gänzlich unmotiviert zuerst sein eigenes Glas leerte, um dann Jungerfolls Stuhl, von diesem mit einem wehmütigen Abschiedsblick geleitet, zu ergreifen und ebenfalls zu leeren. Dann erklärte er, seinen Tropfen mehr trinken zu wollen. Da er fest blieb, konnte sich auch Herr Jungerfoll nicht bewegen.

Doch in dessen taubenreinem Serzen bohrte ein bitterer Stachel, als er wahrnehmen mußte, wie sein unerreichbares Vorbild im Laufe des animierten Gesprächs immer wieder in der Herstreutheit nach dem verhänglich nahe neben seinem Wasserglas stehenden Sektische Luchs griff und ihn ebenso regelmäßig leerte, um erst hinterher des begangenen Irrtums bewußt zu werden. Natürlich verfehlte Waltham nicht, aufmerksamen Luchs Glas immer wieder zu füllen, die auf diese Weise, ohne selbst vom Wein zu nippen, den Vötenanteil aus der Flasche zugemessen erhielt.

Herr Smith war so gesprächvertieft, daß er gar nicht wahrnahm, wie Waltham nach einer Weile verstoßen eine neue Flasche holte; ihn selbst machte das viele Sprechen offenbar trocken, und seine Hand tastete immer häufiger nach dem Wasserglase, um regelmäßig den zierlichen Sektisch zu erwischen. Nur als Herr Jungerfoll, der auch zerstreut sein zu müssen glaubte, die zwischen ihm und Waltham auf dem Boden im Eisbübel stehende Champagnerflasche mit der Wasser haltenden Kristallkaraffe verwechselte und sich hurtig sein Wasserglas vollschenkte, um es ebenso rasch hinter der weißen Binde verschwinden zu lassen, heimste er einen mißbilligenden Blick seines vorausehenden Präsidenten ein, der ihm derartige Seitenhiebe ein für allemal austrieb.

(Fortsetzung folgt.)

## Bulgarien seit dem Mordtage von Serajewo.

Über die Vorgänge in Bulgarien seit dem Attentat in Serajewo, das bestimmt war, den Weltkrieg zu entzünden, veröffentlicht der Professor an der orientalischen Handelsakademie zu Budapest Adolf Strausz einen außerordentlich lehrreichen und interessanten Überblick in der ungarischen Monatschrift „Das junge Europa“ (Kélet Képe). Die folgenden Ausführungen sind auszugsweise der im neuesten Heft der Umschau erscheinenden deutschen Übersetzung entnommen: Sofort nach der Kunde des Attentats hatte ich mein Gepäck für die Orientreise beisammen, und eine Stunde später reiste ich im Schnellzug nach — Sofia, diesem stetigen Zielpunkt der moskowitischen Offensivtaktik. Abends überschritten wir die Savebrücke und gelangten in den Bahnhof der serbischen Hauptstadt. Im Speisesaal sah ich freudestrahlende Menschen, die frohgelaut ihre Gläser anstießen. „To je dohro serpska posla bilal!“ („Das war eine echte, gutserbische Arbeit!“), rief man von einem Tisch zum anderen. Man sprach vom Serajewoer Attentat. Die Reise von Belgrad bis Birot, die von 11 Uhr nachts bis zum Morgengrauen dauerte, dünkte mir diesmal eine Ewigkeit. Auf den sonst so ruhigen serbischen Stationen vernahm ich überall laute Jubelrufe. Die der serbischen gänzlich entgegengesetzte Stimmung in Bulgarien zeigte schon damals den Weg, den die Regierung König Ferdinands unter allen Umständen innezuhalten gewillt war: „In Sofia las ich auf den Gesichtern aller Passanten den Ausdruck tiefer Betroffenheit. Alle Bekannten, denen ich auf der Fahrt zum Hotel begegnete, hielten mich an und bestürmten mich mit bestürzter, oft verstörter Miene, ob die ungläubliche Schreckenskunde wirklich wahr sei, ob diese Missetat der Serben die Vorboten eines neuen russischen Vorstoßes sei, und ob der Sturm auf dem Balkan schon so rasch wieder losbrechen solle. Wenige Stunden nach meiner Ankunft erschien ich im königlichen Palais und wurde der Ehre teilhaftig, vor den König von Bulgarien treten und über meine in Serbien gemachten Wahrnehmungen berichten zu können. Se. Majestät hörte meinen Bericht mit tiefster Miene an und sprach, als ich mit dem Bericht über meine ersten Eindrücke fertig war, folgende Worte: „Jetzt komme ich an die Reihe! Wenn nicht ganz besondere Ereignisse dazwischen treten, so werden jene Verbrechen sich gegen mich wenden. In dem Programm, das derzeit erarbeitet ist, und es kümmert mich die Sphären der Großmachtdynastien umfaßt, ist schließlich auch für mich ein Platz vorbehalten.“

Diese böse Vorahnung war durchaus keine Gespensterseherei. Im ersten Semester des Kriegs bauten die russischen Balkandiplomaten, die sich für Attentate berufsähnlich zu interessieren pflegen, fest auf den Sieg der Entente und glauben, daß man die Neutralen während des Kriegs nicht brauche. Als man im Frühjahr schon die ersten Sorgen hegte, aber in Sofia in den maßgebenden Kreisen nur geringem Verständnis begegnete, erschienen die wohlbekannten Handelsreisenden russischen Balkandiplomaten wieder in den Straßen der bulgarischen Hauptstadt. Es folgte das im Bürgerkassino von Sofia begangene schreckliche Attentat, bei welchem eine Bombe in einen Tanzsaal geschleudert wurde, in welchem die Mitglieder der bulgarischen Regierung beisammen sein sollten. Damit wurde die Richtung der bulgarischen Staatsleitung in ihren Absichten noch unbestreitbarer: „Der Entschluß, sich diesem Verbrechen zu widersetzen und der Entente gegenüber auf der Quai zu sein, stand schon vom Tage des Serajewoer Attentats an fest. Die Männer der Regierung mußten jedoch vorsichtig sein und durften ihr Land ohne zwingende Notwendigkeit keinen Gefahren aussetzen. Sie entschlossen sich daher, in dem großen Weltkrieg neutral zu bleiben. Die bulgarische Regierung verharre in ihrer Neutralität und wies das leise Anstinken der Ententetruppen, den Durchmarsch über bulgarisches Gebiet gegen die Tschetardschastie zu gestatten, in schroffster Weise zurück. Diese unerschütterliche Neutralität hat der Türkei eine unschätzbare Fädendeckung gesichert. Die anderen Orientstaaten haben die Neutralität bekanntlich nicht sehr streng aufgeführt. Bulgarien konnte sich daher für berechtigt halten,

22 = Lesestunde = 22

Das eigene Bild allein,  
Es macht das Bild nicht aus;  
Willst du ganz glücklich sein,  
Trag's in des Nächsten Haus.

seiner Neutralität ebenfalls einen „wohlwollenden“ Charakter zu geben, nur war dieser Charakter für die Zentralmächte wohlwollend. Sie fand ihre Erklärung nicht nur in dem tiefen Groll, der sich in den Herzen der Bulgaren gegen Rußland und die Weltmächte seit dem Jahre 1918 angesammelt hatte, sondern auch in den Gefühlen fast sichtlich wachsender Sympathien, die sich in der bulgarischen Intelligenz in den letzten Jahren für Ungarn und Deutsche entfaltet haben.“ Es ist klar ersichtlich, daß die weitere Entwicklung der bulgarischen Politik logischer- und moralischerweise demnach nur so vor sich gehen konnte, wie dies tatsächlich der Fall war: Die schließliche Stellungnahme Bulgariens hat die Kenner dieses Landes durchaus nicht überrascht. Sie ist durch die in den Auffassungen und Gefühlen der Intelligenz Bulgariens seit drei Jahren vollzogenen gründlichen Wandlungen von langer Hand vorbereitet worden, und konnte mit fast mathematischer Gewißheit vorhergesagt werden. Dank seiner geographischen Lage, die der Neutralität Bulgariens einen für die Zentralmächte so hohen Wert verlieh, wird Bulgarien strategisch, verkehrspolitisch und wirtschaftlich zwischen den Zentralmächten und der verjüngten Türkei ein festes Verbindungsstück sein, welches der gewaltigen militärischen und wirtschaftlichen Front, die von Hamburg und Königsberg über Warschau, Budapest, Sofia und Konstantinopel bis Bagdad und Mossora erstreckt, und sich hoffentlich auch bis Sues ver-schieben wird, eine sichere, überaus wichtige, wertvolle Verbindung sichert.“ (Kz.)

## 22 = Bunte Welt. = 22

### Aus der Kriegszeit.

Was man früher zu Neujahr vom Krieg prophezeite. Die Neujahrsmacht, die Winternacht, da nach einem Wort Hebel's die zwei großen Schilfmaden sich ablösen und einander Parole geben, die niemand versteht, erhält bekanntlich im deutschen Volksglauben eine besonders geheimnisvolle und zauberhafte Stimmung dadurch, daß der Mensch in diesen feierlichen Stunden unter seltsamen Gebräuden einen Blick in die sonst so fest verschlossene Zukunft tun darf. Uralte Orakel und Prophezeiungen, z. B. noch aus ferner Heidenzeit stammend, leben in diesem großen Augenblick der Jahreswende wieder auf, und mit einem geheimen Grauen schauen die Geister des Mittelalters in das neue Jahr hinein, in dem ihnen „gar wunderliche und erschreckliche Prophezeien“ ein- schler mit jeglichem Jahr neues Entlegen“ offenbaren. Das Wetter der Neujahrsmacht hatte eine ganz besondere Bedeutung. Aus dem Tosen des Sturmes, dem Rauschen der Räume, aus dem Schrei des Uhus und dem Getöse der Raben glaubte man Stimmen der Zukunft zu vernehmen, und im hastigen Flug der Vögel sah man den wilden Jäger mit seinem Heer dahinzirren. Unter den „göttlichen Strafen“, die man zu Neujahr fürchtete, steht natürlich neben Hungersnot und Pestilenz der Krieg obenan. Die aufgeregte Phantasie erblickte in der Düsternis dieser magischen Nacht kämpfende Heere am Himmel, ein zudendes Gewimmel von blutigen Schwertern und aufleuchtenden Panzern; sie hörte im Windesbrausen das Rauschen der Waffen, Geschrei und Stöhnen der Verwundeten. Das Rufen der Unglücksvögel verkündete Tod und großes Wenden. Die Morgenröte am Neujahrstag ward mit gespannter Aufmerksamkeit beobachtet. Erhob sich der Sonnenball zum erstenmal im neuen Jahr in einer dunklen flammenden Glut, dann war der Krieg nicht fern, oder wenn die Vögel bereits im Streit lagen, dauerte er noch das ganze Jahr hindurch. Auch das Ringen blutiger Geisterscharen wollte man in der Morgenröte des Neujahrstags geschaut haben. Mit dem Schlag der Mitternachtsstunde, in jenem Augenblick, da die Tiere reden sollten, und alles natürliche Geschehen aufzuheben deutete, stellte man sich an einem Scheide- oder Kreuzweg auf und lauschte die erste Stunde des Jahres mühsamäuerlich in die Nacht, um aus den wirren Geräuschen das kommende Schicksal zu deuten. Wie viele der dumpfen Töne wieslen da auf Krieg die übergläubischen hin! Und bald konnte man dies wüste Geraune auch gedruckt lesen. Der pünktliche Gast des Neujahrstags, der Kalender, zeigte die Schrecknisse des Jahres ausführlich an, wie sie von den Astrologen, Propheten und Zeichendeutern

erkannt worden waren. Schon in seinen ersten Anfängen, gegen Ende des 16. Jahrhunderts, wird dem Kalender eine sogenannte „Praktik oder Prognostikation“ beigegeben, eine Abhandlung, in der die Ereignisse des neuen Jahres geweissagt wurden und von allen Tagen zu lesen war, ob sie glück- oder unglückbringend seien. Der „Kriegskalender“, d. h. der Kalender, der ein Prognostikon auf Krieg enthält, ist in unserem Anknüpfen ja leider so reiches Vaterland besonders häufig gewesen. Jenseits Weiser, Albertus Magnus, „der Zauberer“, oder der Astrologe Nostradamus wird da bemüht, um genaue Auskunft über die drohende Kriegsnot zu geben. Auch in unserem Weltkrieg hat man wieder auf solche Prophezeiungen zurückgegriffen und sie in wunderlicher Weise zu deuten gesucht. Sagt z. B. Nostradamus: „Wenn man die Stimme des seltsamen Vogels wie Orgelton hören wird, dann wird der Scheffel Weizen so teuer sein, daß selbst Menschenfresserei Platz greift“, so hat man dies auf die Zeppeline und ihr brausendes Surren in der Luft beziehen wollen, und die Prophezeiung: „Albion, Königin des Meeres, wenn die Woge in der Mähe kommt, dann naht deine letzte Stunde“, soll sich auf das moderne Hohlgeschütz beziehen. „Vorcht und Erschrecknis ist allbereit seit vielen Jahren schier bei allem Volk das täglich Brod worden, und dieses mit Nacht“, heißt es etwa in solch einer Kalenderpraktik, „bieweil es mit jedem Jahre in teuren Landen immer schlimmer steht und alle Lafter und Schand bei Hohen und Niedern sich mehren. Und kannst du nun in diesem gegenwärtigen Prognostikon, treuhinniger, christlicher Leser, deutlich erkennen, wie viele göttliche Strafen durch Feuerung, Hungersnot, Pestilenz, Krieg und Blutvergießen über alle Lande kommen werden.“ Auch später noch haben die Kalendermacher so gern am Neujahrstag das Wort ergriffen, um mit allerlei guten Wünschen auch ihre Ängste und Befürchtungen dem Leser zu Gemüt zu führen, und wir werden uns heute besonders der ergreifenden Worte des kaisischen Kalendermannes, Johann Peter Hebel's, in seinem „Rheinischen Hausfreund“ erinnern, der ja auch in einer schweren Kriegszeit lebte und mit dem Planeten Mars zu Neujahr nochdenkliche Gespräche führt. Er bittet den alten himmlischen Unheilbringer, doch endlich seinen bösen Mut abzuwenden und Frieden zu bringen, aber er ruft in seinem „Battolischen Wohnort“ aus, daß dieser Frieden nur Wert habe, wenn er über einem freien, hegreichen und glücklichen Vaterland leuchte. Nur ein solches und kein anderes „Prognostikon“ wollen wir auch zu Neujahr 1916 hören!

Ostpreußens Baudenkmäler und der Krieg. Aus Königsberg i. Pr. wird uns geschrieben: „Das Jahr 1914 ist für die Denkmalpflege in Ostpreußen so schwer gewesen, wie kein zuvor, so lange in den Kulturländern überhaupt Denkmalpflege getrieben wird.“ Mit diesem viellagenden Satz beginnt der Provinzialkonservator für die Provinz Ostpreußen, Bau- rat Professor Dr. Dethleffen, seinen soeben erschienenen letzten Jahresbericht. Mit den wirtschaftlichen Werten, auf deren Zerstörung es der Ruße in Ostpreußen abgesehen hatte, sind vielfach auch die Kulturwerte zugrunde gegangen, und das ist um so bellagenswerter, als gerade in diesem Lande so manches frühere schöne Können, so manche Kunstweise, so manche Handlung nur noch auf ganz schwachen Füßen stand, so daß nun zu befürchten steht, daß auch ihre letzte Spur von der Menschenerde getilgt sein wird. Hierin gehört nach Dethleffen vor allem die alte Baukunst. Ihre Wertwürdigkeit, ihre bis dahin völlig unbekannte Vielgestaltigkeit und fast unbekannte Schönheit hat erst im letzten Jahrzehnt durch- forscht und dank der tatkräftigen Hilfe der Königl. Staats- regierung und des Provinzialverbandes Ostpreußen wissen- schaftlich festgelegt werden können. Nach dem Krieg wird insbesondere in den Grenzgebieten Masuriens und Litauens kaum noch viel Altes davon erhalten sein. Nun das Bürgerhaus in den kleinen Städten und um das Gutshaus am dem Lande steht es ebenso. Wenn man erwägt, daß etwa 34 000 Gebäude zerstört sind, dann liegt auf der Hand, wie viel die ohnehin nicht ganz starke ostpreußische altüberlieferte Heimatkunst verloren hat. Glücklicherweise sind die Kirchen, diese wertvollsten im Lande vorhandenen Baudenkmäler, sowie auch das festen Häuser des Deutschen Ordens in der Hauptsache der Zerstörung entgangen. Die ersten wohl aus Gründen der Gottesverehrung, die letzteren, weil sie besonders widerstandsfähig waren und nicht viel enthielten, was die Feinde ans

reigen konnte. Und dennoch sind als niedergebrannt und geschossen 22 Kirchen bekannt, darunter auch wertvoller Denkmalbesitz. Von den drei großen Holzkirchen, die im Lande überhaupt nur noch vorhanden waren, sind zwei als verloren gemeldet. Ferner sind mit so manchem Edelstein, den der Feind heimgeführt hat, bewegliche Denkmalwerte von Bedeutung verloren gegangen. Gernert sei nur an zwei der bekanntesten und am meisten besprochenen Verluste dieser Art, an die Zerstörung von Dwarischken, dem Gut der Familie v. Plehwe, und des Schlosses Sorquitten des Grafen v. Mirbach. Der von mehreren Seiten gegebene Anregung, Denkmäler des russischen Einfalls stehen zu lassen, etwa so, daß ein Straßenzug, eine Hoflage, ein Gebäude in dem zerstörten Zustand belassen bleiben möge — einmal der russischen Schande im Osten im ähnlichen Sinne, wie das Schloß zu Heidelberg im Westen eines der französischen Schande ist — dieser Anregung vermag der Provinzialkonservator nicht das Wort zu geben. „Der Ort ließe sich wohl finden, und ein Rathaus oder eine Kirche ließe sich wohl für ein solches Mal aussuchen. Nun, daß es eben ausgesucht, daß es absichtlich so gelassen wäre, ohne innere Notwendigkeit, während Heidelberg durch ungesuchte Bedingungen so werden mußte, wie es geworden ist.“ Wohl aber wird empfohlen, kleinere Andenken, allerlei Schriftstücken und Ähnliches den Museen zu übergeben und größere Stücke, die an ihren alten Orten ungern vernichtet würden, und dort auch eine eindringlichere Sprache reden als im Museum, etwa eine zerstückte Glode oder ein zerstücktes Bild, ein angebranntes Epitaph usw., aufzubewahren, um an diesen einzelnen, überall im Lande vorkommenden Dingen noch späten Enkeln eindringlich klar zu machen, was die heimtliche Scholle in den Kriegsjahren 1914/15 erlitten hat.

**Prähistorische Funde im Schützengraben.** Noch niemals sind so ausgedehnte Strecken europäischen Bodens in so gründlicher Weise durchgegraben und aufgewühlt worden wie im Stellungskriege, der die Menschen unter der Erde Schutz suchen und leben läßt. Es ist daher keineswegs überraschend, wenn Gegenstände historischer und vorgeschichtlicher Zeiten, Dokumente vergangener Jahrtausende und Völkerstämme, die längst umgewandelt und unerkennbar im Schutt der Erde ruhen, aufgefunden sind und jetzt gezogen wurden. So wurden im Laufe der Kriegsmomente, in den vielen Wochen, die in Polen und Rußland, in Flandern und Frankreich von den Soldaten in Erdböden und Gräben verbracht wurden, im Osten und Westen zahlreiche kulturgeschichtlich und historisch interessante Funde gemacht, die eine der wenigen kulturfördernden Begleiterscheinungen des Krieges darstellen. Wie einer von dem Leutnant der Reserve Dr. Hanns v. Leugersfeldt geboten Übersicht im nächsten Heft der bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Über Land und Meer“ zu entnehmen ist, waren diese Ausgrabungen sehr erfolgreich, sowohl an Zahl und Reichhaltigkeit wie auch an Seltenheitswert. So wurden von G. Riggertmann im Westen bei Soissons 82 Gräber untersucht, auf deren Spur man durch Auffindung eines bronzernen Halsringes gekommen war. Im Osten entdeckte man vor noch nicht langer Zeit bei den Ausschachtungsarbeiten an der Brücke von Löben eine große Zahl vorgeschichtlicher Gegenstände, die auf besonderen Wunsch des Kaisers sorgfältig gesammelt wurden. Eine Reihe besonderer Fundstücke stammen aus dem Erdreich in der Nähe eines Königsberger Forts. Hier wurde nämlich bei der Anlage von Grabungsstätten ein vorgeschichtliches Gräberfeld entdeckt. Durch das Auffinden einer Lanze und einiger Pferdeknochen aufmerksamer gemacht, begannen vier Landstürmer — ein Fleischer, ein Dachdecker, ein Schauspieler und ein Uhrmacher — die Räumungsarbeiten, die zur Feststellung eines alten Brandgrabes führten. Das Grab lag etwa 60 Zentimeter unter der Erdoberfläche und bestand aus vier kreisförmig gelegten Steinen, in deren Mitte man Scherben gebastener Tennen, Pferdeknochen und Pferdehähne entdeckte. Daß es sich um ein Brandgrab handelte, ließ sich an der schwarzen Branderde erkennen und an den gelblichen Holzkohlenstückchen, die aussahen, als wären sie erst vor kurzem gebrannt worden. Die Pferdehähne, die von noch jungen Tieren stammten, waren vorzüglich erhalten. Auch menschliche Knochenstücker fanden sich in dem feuergeschwärzten Erdboden. Die Eisen- und Bronzegegenstände in Ost und West bestanden zum Teil aus Kriegsausstattungsgegenständen, wie Lanzen,

Steigbügel, eisernen Pferdebrüggen, Messern und Feuersteinspeisen. Die meisten im Schützengrabenbereich ausgegrabenen Gegenstände gehören prähistorischen Zeiten an, der Steinzeit, Eisenzeit und Bronzezeit. Auch Schwerter und Schellen gehen von der Ausdehnung der vorgeschichtlichen Krieger Kunde. Die Funde werden von Soldaten ausgegraben; wo die Gelegenheit es gestattet, unter möglichst sachkundiger Leitung. Auf diese Weise ist die Kenntnis vorgeschichtlicher Kunst bereits auf wertvolle Weise bereichert worden.

**Das Schicksal der Kunstdenkmäler in Flandern und Frankreich.** Die folgenden Meinungsäußerungen berühmter belgischer und französischer Künstler erschienen als Antwort auf die Rundfrage: „Sollen die durch den Krieg zerstörten Kunstdenkmäler wiederhergestellt werden?“ in der Beigangnummer des „Strand Magazine“. Der französische Romanschriftsteller Henry de Courmont erklärt: „Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die durch den Krieg beschädigten Kunstbauten so wiederhergestellt werden sollen, daß sie möglichst unverändert ihr altes Aussehen erhalten. Es hat keinen Zweck, Ruinen als Denkmäler des Krieges stehen zu lassen. Beschädigte Kunstwerke müssen wie vernünftige Menschen behandelt werden. Selbstverständlich ist es nicht immer zu verhindern, daß die den Kunstwerken geschlagenen Wunden dauernde Narben zurücklassen.“ — Paul Bourget erklärt, daß er keine bestimmte Meinung abgeben könnte, da er die beschädigten Bauten noch nicht gesehen habe. Aber auch er meint, daß man besser tun würde, die Folgen des Krieges zu verhüten, anstatt die Kunst der historischen Denkmäler zu opfern. — Der bekannte belgische Dichter Emile Verhaeren meint hingegen: „Zerstörte Kunstdenkmäler sollten im Zustand ihres glorreichen Standes belassen werden als Denkmäler der Zeit. Nur einzelne Kunstwerke, deren Beschädigung ohne Störung des Stils wieder gut gemacht werden kann, sollen wiederhergestellt werden.“ — Der Direktor des Pariser Trocadero-Museums schließt sich in beiden Punkten den belgischen Worten an. Der französische Kunstkritiker Jean de Vismayon äußert: „Es ist ein Ding der Unmöglichkeit, die Kriegsgüter der Kunst nach einem einheitlichen Grundsatz zu behandeln. Jedenfalls sollte man durch den Krieg zerstörte Denkmäler nicht durch Neubauten wiederherstellen, denn das wäre, was man von den großen Kriegen nichts als Schicksal schaffen. Aber um so mehr ist es unsere Pflicht, die unversehrt gebliebenen Teile in ihrem Zustand zu erhalten. Wenn z. B. bei einer Kirche das Dach zerstört, der Altar im Innern aber unberührt ist, soll man nicht dem Regen gestatten, den Schaden zu vergrößern. Unversehrt aber wäre es tadelswert, ein gedanktes Altarbild durch einen neuen Aufbau zu ersetzen.“ — Der französische Bildhauer Antoine Bourdelle wendet sich energisch gegen jede bauliche Arbeit an den beschädigten Kunstwerken: „Niemand hat ein Recht dazu, die Kunstgüter des Krieges zu verheeren. Es wäre Schandung, diese heiligen Spuren des Krieges zu zerstören. Auch vom rein künstlerischen Standpunkt wäre dies ebenso tadelswert, wie z. B. eine Wiederherstellung gleichgültiger oder ephemerer Bauten.“ — Zum Schluß der Rundfrage schreibt Rodin: „Viele Leute glauben, daß man Kunstwerke wieder aufbauen kann, wie man vernichtete Kriegsschiffe ersetzt. Nur besitzt leider niemand das Können, um dies zu verwirklichen. Darum sollen wir das Stehende, Bleibende bewahren — nichts sonst.“

**Die Neutralitätsvorschriften im Chicagoer Opernhaus.** Die Direktion der Oper in Chicago hat einige Verhaltensmaßregeln erlassen, um unter ihren Künstlern, die den verschiedenen Nationen angehören, einen Weltkrieg zu vermeiden. Diese Verordnungen sind auch in allen Künstlergarden und hinter der Bühne angeschlagen worden. Sie lauten: 1. Man diskutiere nicht über die Kampftätigkeit der verschiedenen Armeen, sondern schone lieber die Stimme für die Vorstellung, in der man singen soll. 2. Man beunruhige sich nicht darüber, welche Herrscher ihrer Throne verlustig gehen werden, sondern denke stattdessen daran, sein Engagement hier nicht zu verlieren. 3. In den Vereinigten Staaten seid ihr alle Waffenbrüder, die für den Erfolg der Chicagoer Oper kämpfen. 4. Den Opernkrieg haben wir abgelehnt. 5. Die Kunst fragt nicht nach Nationalitäten, ihr könnt also eure Augen schließen. 6. Schmeißen ist Gold, außer beim Singen. Nur der Regisseur und der Dirigent werden als Redner gebühret.